

Auslese

Vom 24. bis 29. Mai war eine illustre Schar österreichischer Amateurtheatergruppen zu Gast. Matthias Hochradl begrüßte für den gastgebenden Salzburger Verband die Gäste aus acht der neun Bundesländer und LH-Stv. Otmar Raus eröffnete in wohl tuender zwei- oder dreisätziger Kürze die Leistungsschau des österreichischen nicht beruflichen Schauspiels.

Und was es da zu sehen gab!

Von der Vielfalt der theatralischen Genres einmal abgesehen: Wie viel schauspielerisches Können in den „Laien“ steckt und welche interessante Regiekonzepte sie entwickeln konnten, verdient uneingeschränkte Anerkennung und Bewunderung. Dass nicht jedes der gespielten Stücke gleichermaßen beifällig aufgenommen wurde, versteht sich von selbst, entscheidend aber war das erfolgreiche Bemühen, ja Ringen um den richtigen Ausdruck, die klare Geste, die sichtbar gemachte und nachspürbare Emotion. So erlebten wir eine Woche des Lachens, der Ergriffenheit, der Nachdenklichkeit, des Sinnierens und Diskutierens über das Was und Wie.



Eröffnet wurde der Reigen von der Gruppe **THEO** aus Oberzeiring. Im Ganzjahresbetrieb leistet diese Gruppe kulturelle Pionierarbeit und bringt auch sehr viel zeitgenössisches Theater in die obersteirische

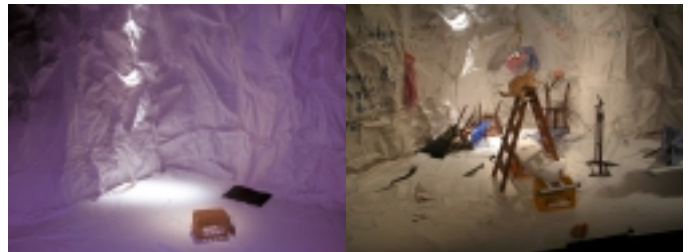
Idylle. Mit der „schwarzen Komödie“ **Hochzeitstag** des amerikanischen Autors **Chazz Palmintieri** lieferten die drei – großartig spielenden – Steirer in einem sparsamen, interessanten Bühnenbild schon den ersten Anlass zur Auseinandersetzung. Manch einer im Publikum konnte allerdings die angekündigte Komödie nicht wirklich entdecken, kam sie doch auch im Gewande eines Beziehungsdramas daher.

Zweiter Abend: Tirol. **Ray Cooneys Funny Money**, gespielt von dem/den **Innsbrucker Bauerntheater und Ritterspiele**. Der Name ist aufwändig und teilweise irreführend: Bauerntheater wird schon lange nicht mehr gespielt. Die Gruppe verdankt ihren Ruf den traditionellen



Aufführungen des **Schurkischen Ritters Kuno von Drachenfels**. Daneben gibt sie Kinderstücke und Boulevard. Dafür finden sich im Ensemble die richtigen Typen: Der plötz-

lichen Reichtum witternde brave Angestellte verstrickt sich in typischer Cooney-Manier in eine haarsträubende Lügengeschichte um einen Aktenkoffer und zieht seine ganze Umgebung mit in das Labyrinth, in dem sich schließlich keiner mehr auskennt: das zunehmend trunksüchtige Hausmütterchen an seiner Seite, das befreundete Ehepaar aus einfältigem Mann und kokett-gewitzter Ehefrau, ja sogar einen bärbeißig-verschlagenen Inspektor. Das Match hat mit dem immer wieder auftauchenden Taxler einen eindeutigen Sieger, der ebenso eindeutige Verlierer ist ein Mafioso auf der Suche nach seinem „Oktokof“. So eine Geschichte braucht einen stetigen Zug. Leider ruckelte dieser manchmal – bei aller schauspielerischen Bravour.



Ein warmer, ja heißer Frühlingsnachmittag – und dennoch, erfreulich viel Publikum hat sich eingefunden. Fremdartiges, Ungewohntes steht bevor: Ein **Geschwitter** liegt über dem Theater. Auf strahlend weißer leerer Bühne geht es nieder. Auf Texte des Dadaisten **Kurt Schwitters** hat die Gruppe **Fluctus** aus der NÖ-Hauptstadt St. Pölten eine szenische Lese-Improvisation entwickelt. Was sich vielleicht als spröde angekündigt hat, entwickelt sich zu hinreißend-witzigem, akrobatischem Sprachspiel bis hin zu Musik, Tanz und bildender Kunst. Denn so ganz nebenbei entsteht aus den abgelegten Requisiten ein Merz-Bau, eines der Markenzeichen des künstlerischen Grenzgängers Kurt Schwitters.

Der Abend gehörte der Wiener Gruppe **altern(akt)ive**, die aus einem Schülertheater hervorgegangen ist. Es ist erfreulich zu sehen, dass sich eine so große Schar junger Leute mit solchem Eifer in ein Theaterprojekt stürzt. Denn sie haben sich viel vorgenommen: **Henrik Ibsens** Römerdrama **Catilina**, ein Stück um politische Verschwörung und Rache für einen Kindesmissbrauch. An manchen Stellen sahen wir berührendes, aufwühlendes Spiel, das allerdings da und dort ein wenig getrübt wurde, weil zu viel gezeigt wurde, wo Andeutung ausgereicht hätte. Schade auch dass sich der Hauptdarsteller-Regisseur **Kilian Klapper** nicht für das eine oder andere entschieden hat: ihm und seinen MitspielerInnen hätte eine Sicht von außen auf die Szene sehr gut getan.





Das **Theater Wolfurt** hat sich mit **Eddie** der Sache so genannter psychisch Behinderter angenommen. Erstmals – und sehr gelungen – spielte die Gruppe in Hochsprache und erschloss uns gleichermaßen einfühlsam wie witzig die Welt zweier Männer, die aus einer psychiatrischen Anstalt in ein betreutes Wohnprojekt entlassen werden. In kleinen, wunderbar langsamen Bewegungen lernen sie ihren Alltag zu bewältigen, finden zu Freundschaft, Liebe, zu einer Aufgabe und dadurch zu Anerkennung vor sich selbst und den anderen. Große Anerkennung den beiden Hauptdarstellern **Pepe Flatz** und **Christoph Klettli** für die nuancenreiche, lebensnahe und Verständnis wirkende Darstellung in der dezenten Inszenierung von **Wolfgang Klimmer**.



Schweigsam und tief bewegt, dennoch nicht schwermütig verließen die Zuschauer den engen, heißen Raum des Geschehens. Sie waren zu Mitspielern, Mitdenkern, Mitfühlern, ja Mitleidenden und Mitlachenden der kleinen, aber nicht unbedeutenden Geschichte über **Mutters Courage** von **George Tabori** geworden. **Elisabeth Mitterschiffthaler** als Mutter in ihrem kleinen schwarzen Kleid, mit dem schwarzen Strohhut auf dem Kopf und dem „kleinen jüdischen Lächeln“ auf den Lippen erzählt zusammen mit ihrem Sohn das Schicksal einer ungarischen Familie, ausgeliefert und doch irgendwie entkommen der ungarischen Variante des sinn- und besinnungslosen Machtanspruches des kleinen Geistes. Ein schlichtes Nachdenkmal für all jene, die den Wahnsinn nicht überlebt haben, gesetzt von einer, die überlebt hat, weil sie „ein kleines braves Mädchen geblieben ist“. Das **Theater Kirchdorf** (OO) hat in der Regie von **Helga Gutwald** in beeindruckend klaren Bildern in den Bann dieser Geschichte gezogen. Der Bühnenraum war gleichzeitig Garderobe und Spielfläche, Wohnzimmer und Appellplatz. Eine „einfache“ Kiste wurde zum Viehwaggon, mit ein paar Lichtstreifen wurden die Wände des Waggons angedeutet und damit war auch das Publikum in diesen gepfercht, spürte, hörte, sah, roch und fühlte.



Die schönen (Kamellen-)Damen des **Vitus-Theaters** aus Kärnten hatten es am Samstag Abend nicht leicht, uns in die so garnicht mehr präsente Welt von Herzögen, Grafen und Kurtisanen zu entführen. Auch sie standen noch unter den Eindrücken des Nachmittags. Mit Stück-Bearbeiter und Regisseur **Patrick Steinwider** hatten sie sich an eine der größten tragischen Liebesgeschichten herangewagt. In ästhetischen Bildern und klarer Choreografie folgten sie höchst diszipliniert dem Konzept, die Titelfigur in drei sehr unterschiedliche Wesen zu spalten, archetypische Frauen, wie es sie im Leben nicht gibt. Ein sehr interessanter, kluger Ansatz, dem es auf der Bühne allerdings etwas an Lebendigkeit fehlte. Vielleicht, weil die drei Wesen zu wenig miteinander im Widerstreit standen und zu sehr auf den leichtfertigen Armand bezogen waren, den Schuldigen in dieser Version der Geschichte, die für die tragische Titelheldin eindeutig Partei ergreift.



Den Abschluss dieser höchst erfolgreichen Theaterwoche gestaltete dann zu fast mittäglicher Stunde das Halleiner **theater bodi end sole** mit **Marinko S lakeskis** **Groteske Leben mit dem Wurm**. Sollte jemand nicht gewusst haben, was eine Groteske ist, hier hat er es erfahren. In einem weißen Würfel wurde das sonderbare Leben eines Paares zweier arbeitsloser Maschinenbauer vor Augen geführt, gleichsam als dreidimensionales Kino. Kontaktarmut und krankhaftes Telefonierverhalten sowie eine obskure Therapie mit Fernsehnachrichten – wogegen eigentlich? – sperrt die beiden in einen Käfig. Um diesen kreist ein immer größer werdender Wurm und dringt allmählich in das Leben der beiden ein, um den Raum und die Beziehung nach und nach zu verändern. **Katrin Artl** und **Wolfgang Oliver** sowie die Tänzerin **Loreta Juodkaitė** als Wurm verliehen nach dem Regiekonzept von **Christa Hassfurther** der Perspektivlosigkeit und Unentrinnbarkeit sehr überzeugend Sprache und Bewegung.



Der Hochzeitstag

Chazz Palmintieri



vorneweg

Eröffnungen müssen sein. Politiker eröffnen. Manche kurz und bündig. Danke, Herr LH-Stellvertreter Dr. Raus!



wie ich es sah

Die Programmvorschau hatte eine *schwarze Komödie* angekündigt.

Was ich zu sehen bekam, war ein *Beziehungsdrama*. Ich brauchte einige Zeit, mich darauf einzustellen. Die turbulente Sprache und die vordergründig-witzigen Elemente einer Komödie standen im steten Widerstreit mit den nachdenklichen, differenzierten Sichtweisen des Beziehungsdramas. Ich hätte mir da eine klarere Stellungnahme der Regie gewünscht.



Der Spielraum markiert von vier Lichtstreifen. Ein Sofa, ein Telefon, ein Tischchen voll mit Drogen aller Art. Drei Monitore auf spiegelnden Säulen suggerieren dauernde Überwachung, doch ihre Bilder zeigen (fast) keine Veränderung, weshalb man sie bald vergisst (oder als störend empfindet). Ein Bürostuhl, darauf gefesselt die Frau des Hauses im Pelzmantel, mit nichts darunter.

Text, viel Text. Schnell, virtuos vorgetragen. Manchmal ein bisschen zu deutsch für ein Ensemble aus der Mitte Österreichs.

Den ersten Teil durchzieht die spannende Frage: Wird der gedungene Mörder den bestellten Mord begehen? Ist dieser ein Selbstmord?



Der Killer wartet noch auf ein Zeichen seines Auftraggebers, ein zweimaliges Läuten des Telefons. Dieses läutet zwar häufig, aber dann nur einmal oder öfter als zweimal. Es ist der Psychotherapeut des Killers, der auf die Hilfe seines Klienten angewiesen ist. Er platzt in die ernste Situation herein und wir wissen nicht, ob wir lachen dürfen oder nicht – wie auch an manchen anderen Stellen der Inszenierung.

Stille – glückliche? – Siegerin in diesem Match um eine zerrüttete Ehe, um Geld im Tresor, um Befriedigung ist letztendlich die Frau des Hauses. Sogar der Therapeut findet bei ihr Rat und Beistand, auch wenn er – und gerade er – das Telefon zweimal läuten lässt.

Stefan Adamski

Funny Money

Boulevard-Komödie

Ray Cooney

Mi 25. 5.



wie ich es sah

Déjà-vu (*deschawüü*) nennt es die Psychologie, wenn man glaubt, etwas schon einmal gesehen zu haben. Ich glaub es nicht, ich weiß es. Ich habs zwar nicht gesehen, aber gespielt und es ging so weit, dass ich manche Textpassagen fast mitsprechen konnte. Deswegen bin ich natürlich voreingenommen (man verzeihe es mir) und habe mich dennoch – weil endlich einmal im Publikum sitzend – streckenweise köstlichst amüsiert.

Unglaublich, dass ein Autor so viele Anleihen bei sich selbst nimmt wie Ray Cooney. Noch unglaublicher aber, dass auch manche Tonfälle und Bilder in der Inszenierung von **Funny Money** der **Innsbrucker Bauerntheater und Ritterspiele** sich so anhörten oder ansahen, als stammten sie aus der Holzhauser Inszenierung von *Außer Kontrolle*. Offenbar liegt bei Cooney manches in der Luft (oder kommt nochmals herein oder sitzt auf einer „Leiche“). Es wird gelogen, dass sich die Balken biegen, Verwandtschaften konstruiert, bis sich nicht einmal die Erfinder selbst mehr auskennen und sexuelle Praktiken werden unterstellt, dass man rot werden könnte. Doch am Schluss kommt die Wahrheit an den Tag

und der gradlinig (nur an seinen Vorteil) denkende Taxifahrer verlässt als Sieger das Spielfeld, wenn auch nicht als moralischer.

Viel harte Arbeit steckt hinter einer solch locker scheinenden, stellenweise irrwitzigen Komödie, allein wenn man sich ein Handlungs- und Sprechtempo aneignen muss, das unserem österreichischen Naturell so gar nicht entspricht oder wenn man von zunehmender Trunkenheit befallen wird und trotzdem wortdeutlich lallen muss. Hochachtung vor allen Darstellerinnen und Darstellern, die noch dazu wunderbar in ihre Rollen passten.

Allerdings finde ich es schade, dass wir eine Vorstellung gesehen haben, die etwas unter den Umständen litt: war es die fremde Umgebung, war es die Tatsache der Wiederaufnahme nach zwei Monaten Spielpause oder war es die Aufregung vor dem kritischen Festival-Publikum, dass vieles ein bisschen unsicher schien? Manche Bilder wirkten statisch, wenn Bewegung angesagt gewesen wäre, mancher schnelle Ablauf wie in Zeitlupe abgespult und mancher Anschluss kam etwas zögerlich. Und gegen das Ende zu hätte vielleicht der eine oder andere Strich gut getan.

Stefan Adamski



Theater Fluctus

Niederösterreich

Geschwisterst

szenische Lesung

Kurt Schwitters



Do 26. 5.



wie ich es sah

Feiertag Nachmittag. Der wahrscheinlich schönste Tag, seit es diesen Frühling gibt. Und doch, ein paar Leute – eigentlich nicht wenige – finden den Weg in den finsternen Holzhauser Theaterraum. Und sind geblendet, als der Vorhang aufgeht: Alles weiß! Selbst die AkteurInnen sind in (transparentes) Weiß gekleidet.

Anna Blume betritt den Raum, die man so liebt, weil sie sich von hinten und vorne liest. Allmählich wird es bunt. Zuerst die Körper, nach und nach auch Boden und Wände, alles handbemalt und -beschrieben, verziert mit Obst und Chipsackerln. Und der Raum füllt sich bis zum Schluss der Performance – Kurt Schwitters verzeihe mich Neudeutsch, aber es war eine solche – und wird zum Merz-Raum. Merz, eine Abkürzung für KomMerz und gleichzeitig DADA.

Was als szenische Lesung angekündigt ist, wird zum Theater-Spiel. Und das ganze Theater wird zum Spiel-Raum. Schnell vergisst man, dass die SpielerInnen Texte in den Händen haben, lässt sich einnehmen von den Bildern, der Choreografie, den Texten, die sogar zur Musik werden, wenn die *Ursonate* erklingt.

Schwitters hat die DarstellerInnen in die Pflicht genommen: In seinem Theater reicht es nicht, einen Text vorzubringen, es muss umgestaltet, neu erfunden werden. **Fluctus** führt uns durch einen Sprachdschunzel, füttert sich und uns zwischendurch mit Süßigkeiten und erschließt uns die Welt eines Grenzgängers zwischen den Künsten, der uns unter anderem zuruft: „Aus Unsinn wird Kunst!“, weil er den Unsinn liebt und die Dummheit hasst.

Eine äußerst unterhaltsame Stunde lang konnte man es genießen, sich nichts denken zu müssen, nur schauen, hören oder sonst was tun zu dürfen. Und dazu gehörte auch viel Lachen, das immer wieder unerwartet um die Ecke kam. Leichtfüßig und schwermütig zugleich kamen Ernst und Spiel Hand in Hand auf uns zu, viel Mut zum Spiel und viel Ernst in den Proben waren wohl auch nötig, damit alles wie ein Spiel aussah ...

Kurt Schwitters hat auch die ZuschauerInnen in die Pflicht genommen: Zustimmung, Ablehnen oder Schweigen. Die Wahl des Publikums war eindeutig: Wer's nicht gesehen hat, hat was versäumt.

Stefan Adamski



Catilina

antikes Drama

Henrik Ibsen
bearbeitet von K. Klapper



Do 26. 5.

wie ich es sah

An diesem Abend sah ich viel Black. Zu viel. Nicht, dass es einen Grund gegeben hätte, schwarz zu sehen. Keineswegs. In der **altern(act)ive** stecken viele Talente. Sie können Figuren zeichnen und klar profilieren. Ich sah wirklich berührende Momente von Liebenden, Bewahrenden, Rächenden, Verführenden, Verschwörenden, Verratenden. Eine Schar junger Leute, die sich mit



viel Talent für das Theater einzusetzen. Mit Hingabe und Engagement. Aber mitunter doch mit minder tauglichen Mitteln.

Wer ist Catilina? Manch eine/r kennt ihn als das Gegen von vier Reden Ciceros oder

aus der Sallust'schen Beschreibung seiner Verschwörung. Auf diese Art ist er im Textkanon des Lateinunterrichts und in den Hirnen der allgemein Gebildeten gelandet. Eigentlich zu viel der Ehre für einen heruntergekommenen Patrizier, der im Wettlauf um politische Ämter mit zwielichtigen „Investitionen“ sein und seiner Frau Vermögen durchgebracht hat. Der junge Henrik Ibsen hat sich für ihn interessiert und ihm eine Geschichte um Vergewaltigung eines Kindes, Selbstmord seines Opfers und Vergeltung durch dessen Schwester zugebracht. Ganz zu Recht nicht eines seiner bekanntesten Werke und doch interessant.



Kilian Klapper, in Personalunion Textbearbeiter, Regisseur und Hauptdarsteller, hat das Stück in ein zeitliches Niemandsland gestellt zwischen Antike, frühem Christentum, Mozart, Che Guevara, Martin Luther King, Grönemeyer und Falco. Und hat damit des Guten viel zu viel getan. Viel weniger wäre bedeutend mehr gewesen. Auch bei der Bühneneinrichtung, in deren Mittelpunkt ein Couch-Ehebett-Altar stand und jeweils lautstark hinter zu oft vorgezogenem schwarzem Vorhang seine Multifunktion wechselte. Es hätte seiner ebenso wenig bedurft wie der vielen Lichtwechsel oder der unangebrachten Musikzitate aus Mozarts Requiem und Ravels Bolero. Man darf durchaus auf die Vorstellungskraft des Publikums vertrauen, die im Nu einen Tempel zum Wohnzimmer umgestaltet und einen Tanz auch ohne Musik als solchen erkennt. Schade um die viele vergebene Mühe. Wo sie doch da und dort in der Spielführung gebraucht worden wäre oder für den Umgang mit der Sprache. Kritische Distanz einer außenstehenden Regie hätte gut getan, auch dem Hauptdarsteller.



Stefan Adamski





wie ich es sah

Ich gebe es zu: Auch ich bin ein wenig Eddie, manchmal pedantisch und nicht vor die Haustür gehen wollend. Und ein wenig Theo, manchmal sich an einen Werkzeugkasten klammernd oder von Frauen besessen.

Noch was gebe ich zu: Es hat eine gewisse Zeit gedauert, bis ich mich an die Langsamkeit des Lebens der beiden gewöhnt hatte. Und: Ich habe nicht laut gelacht.

Obwohl dieses Stück zum Lachen anleitet und zum unverkrampften Umgang mit etwas, was gemeinhin als psychische Beeinträchtigung bezeichnet wird. Obwohl da niemand wirklich beeinträchtigt ist, sondern vielmehr eine besondere Sichtweise auf sich selbst und das Leben entwickelt hat.

Das Stück handelt von zwei Männern die aus „geschütztem Raum“ in das raue Leben einer „betreuten Wohnung“ entlassen werden. Beide hatten eine schwierige Beziehung zu ihren Müttern, der eine, einfachen Gemüts und geringer Bildung, sagt „Scheiß Mutter“, der andere, gebildeter Schönggeist mit dem Talent zur Lyrik, hängt an die Wand sein Mutterbild, mit dem er 42 Jahre lang gelebt hat. Bis hin zum Telefonieren hat sie alles für ihn erledigt.

Langsam und mühsam lernen sie das Leben kennen und sich selbst zu verwirklichen. Ein Sozialbetreuer hilft ihnen dabei,



ihre Ängste zu überwinden und den Alltag zu organisieren. Als dann eine schwangere Nachbarin in ihrer beider Leben tritt, wird alles anders. Eddie fürchtet einen Freund zu verlieren, findet aber den Ausweg in die Kunst, indem er seine Gedichte in Margarine-Packungen schmuggelt. Und Theo, bei der Nachbarin endlich am Ziel seiner sexuellen Phantasien, übernimmt, überrascht von den plötzlich einsetzenden Wehen die Stelle eines fürsorglichen Familienvaters.

Man muss diese Geschichte kennen, um zu verstehen, welches Erlebnis uns das Theater Wolfurt bereitet hat. *Pepe Flatz* war Eddie und *Christoph Klett* war Theo. Zu jedem Zeitpunkt dieser Inszenierung, die auf den plumphen Witz verzichtete und mit sehr viel Wissen und Einfühlungsvermögen die Figuren zum Leben brachte.

Zwei Szenen der vielen seien hervorgehoben: Der innere Kampf, als Eddie das erste Mal telefoniert, war fast körperlich zu spüren. Und als Theo die Nachricht von der Geburt des 5 Kilo schweren Sprösslings überbringt, war ihm die kindliche Mischung aus Sorge und Glück ins Gesicht geschrieben.

Wohlthuend auch die sprachliche Gestaltung und das unaufwändige Bühnenbild, das vielleicht auch noch auf die Couch der Nachbarin verzichten hätte können. *Stefan Adamski*





wie ich es sah



Ich habe geweint. Ich bin erschüttert und gerührt. Mitgenommen. Ich war in einen Viehwagen gesperrt und habe eine Frau sich erniedrigen gesehen. Eine einfache Frau mit einem nicht wirklich bedeutenden Leben im herkömmlichen Sinn. Die einen ganz guten

Tag hatte, weil sie beim Rommé-Spielen mit Schwester und Schwager ein paar Groschen gewonnen hat. Ein Tag, an dem sie schon unterwegs war nach Auschwitz und doch noch einen Zug in die Gegenrichtung besteigen konnte. „Berührend in ihrer Einfachheit“ sagte eine Zuschauerin über die Geschichte, die George Tabori nach den Tagebuchaufzeichnungen seiner Mutter erzählt, und ebenso berührend die Aufführung durch das Theater Kirchdorf. Gleichsam ein Diavortrag führt uns in die Familie Tabori und in die politische Lage im Ungarn der Nazizeit. Der schreibende Vater wird verhaftet und kehrt nicht mehr zurück, der Sohn schafft es irgendwie nach England und auch die alles behütende Mutter soll deportiert werden. Als sie in die Straßenbahn steigt, könnte sie entkommen, doch sie wartet an der nächsten Haltestelle auf die sie verhaftenden Polizisten. Denn ihr Prinzip heißt: „Wenn du ein kleines, braves Mädchen bleibst, wird schon alles wieder gut werden.“

Nichts ist gut geworden und das sollten wir uns immer und immer wieder vor Augen halten. Denn zu viele würden es gerne vergessen.

Gerade die kleinen Geschichten von „kleinen“ Leuten setzen den 40 Millionen Menschen ein Denkmal. Vielen Dank dem Theater Kirchdorf, dass es an diesem Denkmal mitgebaut hat. Die Inszenierung von Helga Gutwald braucht – wie schon Taboris Text – keine schrillen Töne. Hier wird nicht herumgebrüllt, marschiert oder Gewalt angetan. Hier wird auch nicht in Balkenlettern Anklage erhoben. Aber es darf gehasst werden, besonders dort, wo sich etwas wie Dankbarkeit einschleichen will.

In klaren Bildern und ganz schlicht wird erzählt von Mutter und Sohn, die manchmal auch in private Zwiesprache treten über die Art und Weise, das Was und Wie des Erzählens. Wir durften miterleben,



mitfühlen, mitspüren und gemeinsam den Atem anhalten. Die fast fröhliche Musik zu den geschickt gesetzten Umbauten und Umzügen auf offener Bühne erlaubt einem zwischendurch das Atmen und ein „kleines jüdisches Lächeln“ wie es der Sohn wohl an seiner Mutter geliebt hat.

Stefan Adamski



Die Kameliendame

Schauspiel

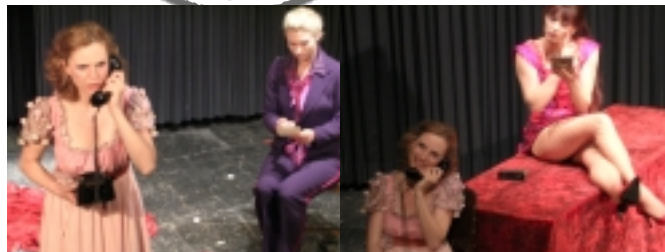
Alexandre Dumas
bearbeitet von Patrick Steinwider



Sa 28. 5.

wie ich es sah

Man konnte gespannt sein auf diese Kameliendame, oder sollte man sagen auf diese drei? Ist es doch kein alltägliches Unterfangen, sich eines Stückes anzunehmen, dessen Thematik nicht so recht in unsere Zeit passt, das durch die Vorbilder großer Schauspielerinnen besetzt ist und zudem in Verdis Oper La Traviata noch eine musikalische Überhöhung gefunden hat.



Demontage oder völlige Umdeutung, vielleicht auch Persiflage wären mögliche Wege gewesen, denn eine ernsthafte zeitgenössische Annäherung an die Handlung im Engeren verbietet sich mangels Nachvollziehbarkeit im wirklichen Leben: Wer ist oder kennt heute noch eine Kurtisane?

Wer auf das simple Nacherzählen der Geschichte verzichtet, sei es nun aus den genannten Gründen oder auch nur zur Herz-Schmerz-Vermeidung, muss sich etwas anderes einfallen lassen.

Patrick Steinwider hat es für die Herren und vor allem Damen des **Vitus-Theaters** versucht und zwei Wege beschritten: Stilisierung und Neuaufstellung des Beziehungsgefüges. Die Stilisierung ist über weite Strecken gelungen. Es entstanden viele ästhetische Bilder in klarer Choreografie und schöner Farbgebung. Allerdings etwas pathetisch im Gestus und ohne belebende Brüche und Tempowechsel.

Für die Deutung der Beziehungen macht Steinwider das Experiment, die Marguerite von drei Damen unterschiedlich spielen zu lassen. Liebend-hingebend von **Monika Thoma-schütz**, gradlinig-streng von **Linda Haluschan-Springer** und zupackend-erotisch von **Tina Klimbacher**. Ein interessanter Einfall, sind gerade wir Männer doch immer wieder mit dem komplexen Gebilde Frau konfrontiert, ohne zu wissen, von welcher Seite wir uns gerade nähern.

In diesem Experiment sollte sich jeweils nur eine Seite zeigen, doch diese Eindimensionalität ist müßiges Gedankenspiel und bleibt Theorie. Deshalb fehlt der Inszenierung das Leben, noch lange bevor Marguerite stirbt. Jede lebendige Frau ist eine Vielheit in je unterschiedlicher Akzentuierung der Prinzipien. Dann aber hätten die drei Figuren/ Frauen in Widerstreit treten müssen, was aber das Handeln der einzelnen Personen auch nicht erklärt hätte. Deshalb bleiben viele Fragen nach dem Wie und Wozu offen. Bei aller Parteinahme für Marguerite letztlich auch die Frage nach der Schuld.



Stefan Adamski





wie ich es sah

Am hoch temperierten Sonntag Vormittag führte uns für den gastgebenden Salzburger Amateurtheaterverband das **theater bodi end sole** aus Hallein in einen höchst sonderbaren Theaterraum. Zugegeben, die drei AkteurInnen dieser Inszenierung sind allesamt professionell Ausgebildete ihrer Fächer Schauspiel und Tanz. Aber die Gruppe ist dem Verband treu verbunden. Der mazedonische Autor Marinko Šlakeski beschreibt die Visionen und Obsessionen

eines Ehepaars von zwei Maschinenbauingenieuren. Der Mann behauptet von sich voller Stolz, schon 14 Jahre arbeitslos zu sein und seine Frau teilt sein Schicksal, indem auch sie auf Vorrückungen in der Warteliste verzichtet. Beide haben ihre Stereotypen entwickelt und sind allmählich unfähig geworden für den Kontakt mit der Außenwelt, auch wenn der Mann an Telefonitis leidet, die sich allerdings auf den Kontakt mit seinem Therapeuten beschränkt. Die obskure Therapie besteht darin, nur ja keine Sekunde der Fernsehnachrichten zu versäumen. Doch auch sonst gibt es viel Sonderbares in diesem Raum. Ist da nicht eine Uhr, deren Zeiger sich nicht bewegen, obwohl sie geht. Und dann der Wurm, den eine „Organisation“ im Garten ausgesetzt hat. Ausgestattet mit „diplomatischer Immunität“ ist er zu einem Monstrum angewachsen, das sich immer wieder einschleicht. Er stiehlt Kaffee aus der Küche, um damit die Topfpflanze zu gießen, er schreckt seine „MitbewohnerInnen“ auf und auch er telefoniert herum. Wunderbarerweise steckt die ganze Wohnung voller Telefone, die der Wurm wie vieles andere auch zum Verschwinden bringt, ehe er den Raum gänzlich nach seinem Gutdünken umgestaltet.

Am Schluss bleibt offen, ob dies ein Ziel hatte, ob die beiden Menschen befreit oder noch eingengter zueinander finden,

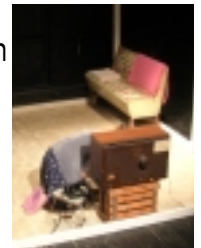


nachdem sie der Wurm in seine abgelegte Haut gesteckt hat. Viele der Bilder haben sich mir nicht gleich erschlossen. Erst als ich aufhörte, einen bestimmten Sinn zu suchen, tat sich mir die Tür zum Verstehen auf.

Christa Hassfurther hat in den von weißen Balken gebildeten Bühnenbildwürfel **Alois Ellmayers** eine weitgehend ruhige Szenerie hineinchoreografiert, durchzuckt von den Bildern einer Außenwelt von Sport, Politik und Natur. Manchmal kam es mir wie dreidimensionales Kino vor. Unterstützt wurde dieser Eindruck durch das aufwändige Lichtkonzept von Helfried Hassfurther, für dessen Verwirklichung man sich eine lange Nacht um die Ohren geschlagen hatte.



Alle drei DarstellerInnen überzeugten durch das konzentrierte Spiel. Die schleichenden Bewegungen des Wurmes in der Darstellung durch **Loreta Juodkaitė** kontrastierten mit den teilweise maschinenhaft wiederholten, manchmal sogar slapstickartigen Szenen von **Katrin Artl** und **Wolfgang Oliver**, die selbst in witzigen Passagen in Haltung, Gestus und Sprache Resignation und Ausweglosigkeit verbreiten konnten. *Stefan Adamski*



post festum

Liebe Teilnehmer am ersten österreichischen Amateurtheaterfestival schauplatz.theater!
Vielen herzlichen Dank, dass ich Euch eine Woche lang begleiten durfte, Euch erleben durfte – auf, neben und hinter der Bühne – vor, während und nach euren Vorstellungen, die kurzen und langen Nächte hindurch.

Ihr habt alle, ausnahmslos alle (!) wirklich gutes Theater geboten. Hochachtung vor Euren Leistungen. Ihr habt gezeigt, was alles und noch viel mehr man im Amateurtheater erreichen kann. Ich verneige mich vor Euch und Eurer Freude am Theaterspiel und an der Theaterarbeit. Wenn's sonst niemand tut, danke ich Euch für die Zeit, die Ihr in die Vorbereitung, in die Probenarbeit und in das mühsame Drumherum investiert. Und ganz besonders danke ich Euch für Bereitschaft, vor ein Publikum hinzutreten und damit Freude, Betroffenheit, Erschütterung, Entsetzen, Lachen, Weinen, Ratlosigkeit, Erkenntnis, Nachdenklichkeit, Aufspüren, Innehalten oder Aufbrechen zu bewirken.

Gerade in einer Zeit, die vieles anpackt und wenig begreift, haben wir die einzigartige Möglichkeit, die Seelen zu berühren, die Herzen anzurühren und die Geiste aufzuwecken. Tun wir's doch einfach.

Wenn ich in den vergangenen Tagen das eine oder andere kritische Wort geschrieben habe, dann geschah dies einerseits aus meiner ganz persönlichen Gemüthsart heraus. Da trifft mich dann etwas oder es stört mich, dann bin ich gerade bereit und imstande, etwas so oder so wahrzunehmen, zu verstehen, zu durchschauen, zu erfühlen oder nicht.

Andererseits hoffe ich aber auch, dass es mir gelingt, Sichtweisen zu eröffnen, indem ich eine ganz, ganz subjektive, vielleicht pointierte Momentaufnahme veröffentliche. Ich schrieb **wie ich es sah** und nicht **wie es war**. Ich habe das Theater nicht erfunden (ich fürchte, es sähe arm aus), ich bin nur ein manchmal etwas querköpfiger Zuschauer, der sich da und hie herausnimmt, seine Stimme zu erheben und anhand dessen, was ich durch Euch und mit Euch erlebt habe, weiter zu gehen auf eben erst entdecktem Pfad in neues Land oder noch einmal umzukehren und die Dinge aus anderem Winkel zu betrachten.

Meine Beiträge verstehe ich als Impuls zum Weiterdenken, Weiterreden, Weiterspielen, Weiterspinnen.

Deshalb lade ich Euch ein, dieses mit mir zu tun, wenn es Euch beliebt. Per m@il oder so: adamski@utanet.at

Euer Stefan Adamski